

Guter Dinge marschiere ich los und verlaufe mich prompt im stockdüsteren Güterbahnhof nebenan. Zu spät bemerke ich, dass mein Pilgerführer seine Schilderungen nicht am Bahnhof von Irun beginnt, sondern am Bahnhof von Hendaye, dem letzten Örtchen auf französischer Seite. Bravo, das ist ja ein toller Einstand! Locker fünf Minuten tapse ich über das Gelände, bis ich endlich dahinterkomme, dass sich die in meinem Büchlein beschriebene Straßenkreuzung eher nicht zwischen aufgetürmtem Geröll und Lagerhäusern verbirgt. Ich bin es eben nicht gewohnt, mich anhand von Beschreibungen und einer Karte zu orientieren.

Den korrekten Angaben folgend, erblicke ich kurz darauf an einer Hauptstraße den ersten gelben Pfeil. Um Punkt 5.30 Uhr ist es also so weit: Ich, Johannes Zenker, 30 Jahre alt, 1,93 Meter groß, Brillenträger, Journalist aus Osnabrück, Hobby-Philosoph, Ehemann seit 2006 und Vater leider nur noch eines 13-jährigen Kaninchens, starte offiziell meinen Camino del Norte, die große Schnitzeljagd durch den Norden Spaniens.

Gleich vor dem ersten Anstieg fallen mir fast die Augen aus dem Kopf: Der düstere, in den Wald hineinführende Pfad sieht aus, als hätte ein Lastwagenfahrer auf dem Gipfel seine Grünabfälle ausgeschüttet. Baumrinde, Äste, Laub und kleine Felsbröckchen pflastern den matschigen Weg bergauf. Als Krönung hat sich in die Mitte der Piste ein tiefes Rinnsal gegraben, sodass ich mich für eine der beiden Seiten entscheiden muss – zumindest so lange, bis mich auf den Weg hängendes Gestrüpp auf die andere schubst. Meine Güte, räumt denn hier nie jemand auf? Das ist der Jakobsweg!

Schritt für Schritt kämpfe ich mich durch dieses Chaos der letzten drei Stürme. Zweige zerbrechen knackend unter meinen Füßen, und immer wieder spüre ich, wie sich spitze Steine in meine Sohlen bohren. Trotzig lache ich auf. Für solches Terrain gibt es also Wanderstiefel. Ich selbst trage nämlich keine, sondern baue zum Entsetzen einiger Freunde auf meine sportlichen grauen Alltagsschuhe. Der Grund: Sie sitzen wie angegossen, und ich hoffe, dank ihnen nicht so anfällig zu sein für Blasen. In jedem Fall verstehe ich jetzt, wozu diese huckeligen Teststrecken in Sportgeschäften gut sind. Die habe ich immer für maßlos übertrieben gehalten.

Gekleidet bin ich in eine schwarze Trekkinghose und eine ebenfalls schwarze Fleecejacke. Darunter trage ich ein stachelbeerfarbenes

Funktionsshirt. Irgendwie, finde ich, sehe ich gar nicht aus wie ein Pilger, sondern eher wie mein Opa auf dem Weg zur Krankengymnastik. Passenderweise fühle ich mich auch so nach mehr als 24 Stunden ohne Schlaf.

Nach etwa einem Kilometer erreiche ich außer Atem das Heiligtum von Guadalupe, eine Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria. Hier gibt es auch endlich einen Wasserhahn, an dem ich meine Vorräte auffüllen kann. Den ersten kräftigen Schluck spucke ich allerdings direkt wieder aus. Ist ja widerlich! Das Wasser ist gechlort und schmeckt wie frisch aus dem Babybecken eines Hallenbades gezapft. Aber nützt ja nichts, ich muss genügend trinken! Also fülle ich meine Flasche bis zum Anschlag.

Was mich dann erwartet, spottet jeder Beschreibung: Die Strecke auf den 547 Meter hohen Jaizkibel ist einfach der Knaller. Noch nie habe ich einen Weg – oder sagen wir besser eine von Pflanzen befreite Schneise – so steil und gnadenlos direkt bergauf führen sehen. Gesäumt wird der Trampelpfad von Wiese, Unkraut, Sträuchern und vereinzelt Bäumen, dem normalen Bewuchs dieses Berges eben.

Tollkühn stürze ich mich ins Abenteuer und stoße sofort an meine Grenzen. Hier geht es derart steil nach oben, im Grunde trete ich fast auf der Stelle. Das größte Problem: Der aufgeweichte Lehmboden ist verdammt rutschig. Ich drohe ständig, den Halt zu verlieren. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als mich mit Händen und Füßen von Stein zu Stein und von Grasbüschel zu Grasbüschel zu hangeln, meist auf allen Vieren. Immer wieder muss ich auch meine Finger in den breiigen Boden krallen, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Ich ächze, stöhne und fluche. Verliefe die Strecke waagrecht, sähe ich aus wie ein krabbelndes Kleinkind, das beim Versuch, aufrecht zu gehen, dauernd auf die Nase fällt.

Nach kurzer Zeit halte ich mit bebendem Oberkörper inne. Was mache ich hier eigentlich? Vor jeder Bewegung habe ich höllische Angst, dass ich fallen könnte. Das hat mit Pilgern doch nichts zu tun. Das ist purer Abnutzungskampf, sowohl körperlich als auch mental. Habe ich den Jakobsweg etwa unterschätzt? Mir wurde immer gesagt, die erste Etappe des Camino Francés in den Pyrenäen sei brutal. Das hier kann nicht viel einsteigerfreundlicher sein. Hätte ich etwa doch die Variante um den Berg herum nehmen sollen?

Mit hochrotem Kopf und schweißnasser Stirn ziehe ich mich eine gefühlte Ewigkeit später an einem Baumstamm auf den rettenden Gipfel. Ich kann es nicht fassen, ich habe es geschafft! Erleichtert stütze ich meine schmutzigen Hände auf die Knie und japse nach Luft. Selbst das Chlorwasser geht jetzt runter wie Öl. Vor meinen Augen erstreckt sich eine riesige Hochebene voll saftigem Gras und Gänseblümchen. Das muss das Paradies sein!

Schnaufend wende ich mich um und schüttele den Kopf. Kaum zu glauben, dass ich ohne Sicherheitsgurt und Haken diese senkrecht emporschießende Wand heraufgeklettert bin. Der Hang ist übersät von meinen tief in den Matsch getrampelten Fußspuren. Ich kann genau nachvollziehen, an welchen Stellen ich beinahe weggerutscht wäre.

Dann schweift mein Blick in die Ferne, und ein eiskalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich erstarre und bin sprachlos. Was für eine Aussicht! Auf die malerische Bucht, an der die winzigen Dächer von Irun, Hondarribia und Hendaye liegen, auf die prächtige, leicht von Nebel verhangene Bergwelt der Pyrenäen und auf das offene tiefblaue Meer. Dieser Rundumblick, diese Fernsicht, einfach atemberaubend! So weit das Auge reicht, nichts als Wiesen, Wälder, Flüsse, Hügel, Täler und der Ozean – eine märchenhafte Landschaftsmalerei, in unterschiedlichen Grün- und Blaunuancen strahlend. Als wäre das nicht schon kitschig genug, brechen in diesem Moment auch noch Sonnenstrahlen durch die grauen Wolken. Keine zehn Kilometer, und ich bin zum ersten Mal überwältigt! Wahrscheinlich bin ich aufgrund meiner Müdigkeit auch ein leichtes Opfer.

Mit einem Glänzen in den Augen lasse ich mich auf einen moosigen, etwas feuchten Stein fallen. Ich brauche dringend eine Pause und würde in meinem Zustand alles als Stuhl akzeptieren. Außerdem ist das Panorama magisch. Ich kann mich gar nicht sattsehen an dem Blick in die Ferne. Er lässt mich jede einzelne Schweißperle vergessen, die mir vor Angst und Anstrengung von der Stirn getropfelt ist. Und zum ersten Mal wird mir so richtig bewusst: Ich bin in Spanien und laufe den Jakobsweg. Ich bin dankbar dafür, diese von Ruhe und Ursprünglichkeit geprägte Welt in den kommenden Wochen mein Zuhause nennen zu dürfen – anstatt jener geschäftigen und lauten zwischen den Häusern. Städte als eine Schar ruhig daliegender und weit entfernter Dächer,

die den Blick auf das hektische Treiben der Straßen, den lärmenden Verkehr und die blinkenden Schaufenster versperren, so könnte es immer sein.

Die Hochebene ist ein echter Traum. Ich genieße die Frische, die Ruhe und den Anblick der sich sanft im Wind wiegenden Gräser. Ich könnte Purzelbäume schlagen, so glücklich bin ich, hier zu sein. Ich komme an brüchigen Wachtürmen aus dem 19. Jahrhundert vorbei und treffe auf eine Horde wilder Pferde. Etwa 15 Tiere, darunter einige Fohlen, rupfen munter Büschel aus dem Boden und mampfen friedlich vor sich hin. Zäune gibt es hier oben keine, und so pirsche ich mich bis auf wenige Meter an sie heran. Mehr Natur geht nicht! Endlich stellt sich auch so etwas wie ein Laufrhythmus ein. Daran war im Kampf mit den Höhenmetern nicht zu denken. Bei annähernd 20 Grad habe ich perfektes Wanderwetter.

Der erste Pilger, der mir begegnet, ist ein alter Asiate mit grauschwarzen Haaren. Er bewahrt mich davor, eine falsche Abzweigung zu nehmen, und lotst mich aus 30 Metern Entfernung zurück auf den richtigen Weg. „He, he, Camino, Camino!“, ruft er und schwenkt wie wild seine Arme durch die Luft.

Als ich ihn genauer betrachte, traue ich meinen Augen nicht. Jetzt sehe ich schon doppelt, denke ich und gebe mir einen Klaps auf den Hinterkopf. Doch es ändert nichts. Das schwächliche Kerlchen mit den dünnen Beinchen trägt nicht nur einen Rucksack auf dem Rücken, sondern noch einen weiteren vor der Brust! Dabei ist er höchstens 1,65 Meter groß und dürfte kaum mehr als 50 Kilo wiegen. Entweder ist der völlig übergeschnappt oder er ist als Kind in einen Kessel voll Zaubertrank gefallen. Wie der es hier hochgeschafft hat, ist mir ein Rätsel. Habe ich etwa das Seil übersehen oder den Aufzug? Oder habe ich meine Leistung einfach kolossal überschätzt?

Der Aufstieg war anstrengend und mühselig, aber der Weg hinunter auf einer Geröllpiste ist um ein Vielfaches schmerzhafter. Bei jedem Schritt werden meine Zehen erbarmungslos gegen die Front meiner Schuhe gepresst. Auch in den Knien zieht es heftig. Teilweise ist das Gefälle derart stark, dass ich unfreiwillig anfangen zu rennen, weil ich keine Chance habe, zum Stillstand zu kommen. Wie auf Inline Skates rolle ich die Abhänge hinunter und muss mich gegen Baumstämme werfen, wenn ich bremsen will. In diesem halsbrecherischen Hindernisparcours erfordert jeder Schritt höchste Konzentration. Ein Pilgerstab zum Kontrollieren des Tempos wäre jetzt Gold

wert. Oder ein Schlitten, das ginge auch. Rund fünf Kilometer lang treibt mich der Weg auf diese Weise zurück auf die Höhe des Meeresspiegels.

Nach einem Rundgang durch Pasaia, einem malerischen Fischerdörfchen mit bunten, eng aneinandergereihten Häuschen, die dank der umliegenden Berge aussehen wie in den Fels gehauen, sehe ich den Asiaten wieder. Er steht am Ufer des breiten Hafenbeckens und unterhält sich angeregt mit drei jungen Frauen. Gemeinsam warten sie an einem Anleger auf die nächste Fähre, mit der wir vom Ortsteil Donibane in den Ortsteil San Pedro schippern müssen. Zum ersten Mal trägt der kühle Wind eine salzige Note an meine Nase, und das Meer ist zum Greifen nah. Großartig!

Nicht, dass ich lauschen wollte, aber ich wüsste schon gerne, was es mit diesem ungewöhnlichen Menschen auf sich hat. Mit seinen beiden Rucksäcken sieht er aber auch zu putzig aus, wie ein Känguru mit Nachwuchs. Und seine Dreivierteljeans würde mir allenfalls bis zu den Knien reichen.

„My name is Hiroto. I'm from Japan, I'm 80 years old“, stellt er sich mit einem drolligen Akzent den Pilgerinnen vor. Aha, er kommt also aus Japan, das habe ich mir ... – was hat der bitte gesagt? Mir klappt die Kinnlade herunter. Der Mann mit den beiden Rucksäcken soll 80 Jahre alt sein? Das kann unmöglich wahr sein, so quietschfidel wie der die Steigungen überwindet. Aber bitte: Ob der ebenfalls verdutzten Blicke seiner Gesprächspartnerinnen wiederholt er es noch mal: „Yes, 80. I am 80 years old.“ Ich bin baff und schaue voller Bewunderung zu ihm hinüber.

Während der Überfahrt verwickle ich den Mann in ein Gespräch. Er wolle heute noch bis San Sebastián laufen, ich könne ja mitkommen, schlägt er mir freundlicherweise vor. Unglaublich, das sind noch mindestens zehn Kilometer, das schaffe ich nie. Schweren Herzens lehne ich das Angebot ab. Fast 20 Kilometer habe ich seit 5.30 Uhr, also seit gut sechs Stunden, auf dem Buckel, und die Überquerung des Jaizkibels hat mich wirklich geschlaucht. Gefühlt tut alles weh: meine Füße, meine Knie und meine Schultern, die sich an das Gewicht des Rucksacks erst gewöhnen müssen. Als die Fähre anlegt, kippe ich sogar fast hintenüber ins Wasser, weil ich beim Aufstehen zittrige Beine habe. Nein, ich möchte nicht mehr laufen, ich möchte nur noch irgendwo ankommen, zum ersten Mal seit 30 Stunden duschen und ein kleines